

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

187 (30.5.1926) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Tante Vincens Abenteuer.

Ein tragikomisches Zeitbild.

Von D. Haeberlin (Karlsruhe).

Tante Sabine gehört einer aussterbenden Gendarmenfamilie an. Sie ist die einzige Überlebende ihrer engeren Familie, in deren Dienst sie die ersten vierzig Jahre ihres Lebens selbstverständlich und ohne alle Beschränkung verbracht hat; andererseits ist sie als Verwalterin tätig.

Als sie ganz allein zurückließ, nachdem sie all ihre Angehörigen aufopfernd gepflegt und umsorgt hatte, fand sie so ziemlich mittellos da. Aber ehe sie eigentlich dazu gekommen war, sich ernüchternde Sorgen um ihr Fortkommen zu machen, regnete es plötzlich ungeachtet ihrer Reichtümer auf sie herab, in Gestalt einer Anzahl von Erbschaften. Denn es ergab sich, daß sie durch die Ehe der Tante Vincens Erbin geworden war. Der Krieg war gekommen! Der arme Vincens, der ungeachtet seiner Reichtümer, der der Menschheit Not und Entbehrungen aufzulege, überschüttete Tante Vincens, die in selbstloser Pflichterfüllung nie etwas für sich beansprucht hatte, mit einer kleinen, aber doch für die Zukunft ein sicheres Auskommen darstellenden Erbschaft.

Waterlande zu helfen, großzügig, bezeichnet hatte — nun, der geneigte Leser ist ja wohl über diesen Punkt auch ohne weitere Aufklärung „im Bilde“, wie man das jetzt so nennt. Merkwürdig war es, daß alle die Reffen und Nichten, die zu passender Zeit ihre Verwandtschaft entdeckt hatten und ausgiebig mit Geld, Schmuckstücken, Erholungsreisen und Ausstattungsgegenständen aller Art bedacht waren, wieder von der Bildfläche verschwanden. Die Tante Vincens erfuhr, daß ihre Nichte, die Tante Vincens, zwei Jahre vor Tante Vincens, dem die Speidermiete für die Möbel und das feine Leben in der Pension verschlungen dreimal mehr, als eine eigene kleine Wohnung gekostet haben würde. O! wußte sie keinen Rat mehr, denn das Vermögen schmolz mit jedem Tage mehr dahin und sie lebte fast ausschließlich vom Erlös verkaufter Sachen. Den Geschäftskonten, der Unlauterkeit auf dem Gebiete des Wohnungsmarktes war ihr gerade, offener Sinn nicht gewöhnt. So geriet sie teils ins Dinteressen. Der plötzliche, unverkündete Verlust des Reichums, den sie kaum befehlen, machte sie zudem unruhig und entschlußunfähig. Niedergedrückter Gemüts verließ sie ihr Haus, was nun werden sollte. Um Schlaf zu finden, konnte sie paazieren, aber die Sorgen wanderten mit. Schier in Verzweiflung und um ihnen zu entgehen, ließ sie eines Tages in das erste beste Kino, und da kam für sie die ausgefallene Idee, die unter Tante Vincens plöblich wieder in den Mittelpunkt des Interesses rückte!

Im Kino fuhr sie in atemloser Spannung mit einem verführerischen Baron durch die herrlichen Schweizer Berge, die sie vom Bodensee und aus der Ferne gesehen hatte. Der Kinobaron jagte im Auto dahin, was sich auf dem Bilde sehr schön machte. Tante Vincens nachahmungsgeilte jedoch an jeder scharfen Kurve ins Bannende brachte. Aber dann landete am blauen Südober Monaco auf! Der Kinobaron erschien in dem verrückten Spielssaal von Monte Carlo, nachdem er sein Auto zu Geld gemacht hatte. Sie sah, wie er sich mit lässiger Eleganz niederließ, während zwei ungemein prächtig bekleidete Damen höherer Semelie; sie sah ihn lachen und lachen, wie er sich mit dem Kinobaron unterhielt. Sie sah ihn die Bank sprengen, die Bank von Monte Carlo! — Sodann kaufte sich der Edelsteiner sein Auto zurück und sollte in rasendem Tempo demwärts, also er gerade noch rechtzeitig anlangte, sein geliebtes Mädchen in letzter Minute einem feinen Dolchschneidwerk vor dem Altar zu entreißen!

Träumverloren, melancolisch machte sich Tante Vincens auf den Heimweg; es war draußen Nacht, halb Schnee, halb Regen. Ach — wer doch an sonnigen Gestaden weilen könnte wie — nun wie der Kinobaron! — Kaum hatte sie in ihrem beschiedenen Kammerlein das durchdringende Küssen gewechselt, so wurde ihr ein Wohnungsvertrag gemeldet. Wenn das andächtige Fräulein sich entschließen könnte, und zwar eiligst — einer ausstehenden Wirtinpartei den Umgang zu veranlassen, selbigen Unten die neue, zu beziehende Wohnung herzurichten, den bisherigen Inhabern dieser Wohnung den Umgang nach Sausal zu bezahlen — und dem Agenten seine Spesen, so könne sie sofort eine prächtige Wohnung, ganz nach ihrem Wunsch, erhalten. Aber sie müsse sofort mitkommen. Tante Vincens fuhr flugs wieder in ihre meisten Stiefel und plätschte mit zu der „prachtvollen“ Wohnung, die selbst in der abendlichen Dämmerung ihre völlige Verwahrlosung nicht zu verbergen ver-

mochte. Nicht ein Blättlein Grün ringsum; beschmüht, zerfetzte Tapeten drinnen und die Mehrzahl der Räume an einem fahlen, vom bimmelhohen, grauschwarzen Wänden umgebenen Hofe gelegen! Der Hausbesitzer legte der Reflektantin nahe, daß es ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit sein würde, auch diese „prachtvolle“ Wohnung gebrührend inhand setzen zu lassen vor ihrem Einzuge. Tante Vincens ergraute Haare verriechten, sich jählings emporzurichten, was ihnen von wegen der feuchten Witterung jedoch mißlang. Sie hat sich Bedenken aus, die ihr unter deutlichen Anzeichen tiefster Mißbilligung, bis zum nächsten Mittag punkt 12 Uhr gewährt wurde.

Todmüde lagte sie in ihrem Kammerlein wieder an, ging früh zu Bett und weinte sich in den Schlaf. Selbst in den Traum verfolgten sie die Wohnungsbüro, die sich heimlich mit dem Kinobaron verließen, der die Vermiete im Auto einfuhrte, gerade als sie für die Wohnung der Leute, die nach Sausal ziehen wollten, Tapeten ausählte. Nun schimpfte die in unerbittlicher Weise dem Auto nach. — Schweißgebadet erwachte sie am folgenden Morgen. Als sie den ersten Strumpf angezogen hatte, wurde sie schleunigst ans Telefon gerufen und sofort besetzt. Sie eilte sie drei Stockwerke hinauf zu diesem festschwellenden Apparat, wo ihr vom Wohnungsbüro mitgeteilt wurde, in der Karl-Alexanderstraße sei eine Vierzimmerwohnung frei. Ohne Kaffee im Magen kürzte die Tante davon, schlang sich auf die Elektrische und gelangte zu dem geliebten Hause, Nr. 23. Im weiteren Gang flur fanden fünf Weiber und musterten sie mit kritischen Blicken. Plöblich fuhr eine der Bedienerin, ehe die Tante nur ein Wort gesprochen, auf diese los. Die Augen auf den, aus Vincens kurzer Gegenwart stammenden Pensionsmantel gerichtet, freischte sie: „Das ist auch so eine, die schmierigen kann und armen Leuten die Wohnung wegschnappt, ob sie an der Reihe ist oder nicht.“ Der Hausflur drohte zu einer Stätte offenen Tumults zu werden. Zwei der Weiber hatten sich bereits in den Haaren und traktierten sich ausgiebig mit Hand und Mund. Einsetzt trachtete das behende Mädchen, den Ausgang zu gewinnen. Ein neu eintretender Reflektant zog die Aufmerksamkeit auf sich, und wie von Finken angeht, entkam sie der gottlichen Stätte. Hier zur Elektrischen, fuhr heim, warf sich aufs Bett und weinte sich abermals satt. Doch folgelt ward sie wieder aufgedrückt und die drei Treppen herunter ans Telefon gerufen. Man wünschte zu wissen, ob sie sich nun zu der „prachtvollen“ Wohnung entschließen habe?

„In der Tante sanftem Gemüte fror etwas auf, das dem guten Wesen bisher fremd gewesen war, nämlich eine blinde Wut der Verzweiflung! Zwei Jahre dauerte nur schon diese Qual; zwei Jahre lang hegte man sie in der Stadt umher, in der Eltern und Großeltern über 70 Jahre lang friedlich gelebt hatten und wo sie jetzt kein Heim wieder zu finden vermochte. „Nein“, fuhr sie ins Telefon, „ich habe mich nicht entschließen; sucht euch eine andere Wohnung.“ Haas, — schlug sie die Tür zu und fand draußen fast in die Knie, als das freundliche Telefon bereits wieder anlautete. Nun vernahm sie, daß sie an besserer Lage eine Wohnung bekommen könne gegen ein Darlehen von 4000 Mark oder gegen 2000 Mark a fond perdu. Die Entscheidung wurde bis fünf Uhr nachmittags erbeten. Tante Vincens faltete die Hände: „Lieber Gott, was soll ich tun, ich kann ja nicht mehr!“

Das Schicksal gab die Antwort und legte das zerschundene Geschick für ein paar Wochen ins

Wett. Als sie es frisch kehrt verließ, waren beide Wohnungen noch zu haben; die Gänse schienen also doch nur spärlich verbreitet — oder die obliquen Tante Vincens. Tante Vincens verzichtete einstweilen. Ihr erster Auszug führte sie zum Wetter Bankdirektor, den sie bat, ihrem Depot 2000 M. zu entnehmen, sie fuhr nach dem Süden.

Atlos starrte der Brave sie an, als zweifelte er an ihrem Verstande. Bei diesem Zustande der Affekte, bei dieser Geldknappheit, nach all den schweren Verlusten eine Reise nach dem Süden für 2000 Mark!? — Unfassbar! — Tante Vincens ertrug sein mahlohes Erkennen freundlich und ruhig. „Ja, mein lieber Vetter“, sagte sie, „ich bin durch den Staat um so ziemlich um meine Habe gekommen und durch Euren Rat und Beistand um meine Häuser, ja selbst um mein eigenes Heim. Ihr würdet es sicher eutheilen, wenn ich nun irgend einem schuftigen Buhler, der die Not der Wohnungslosen ausbeutet, glatt 2000 Mark opferte, was mir bei meinen klein gewordenen Verhältnissen herzlich schwer fallen würde. Vor allen Dingen mag ich es aber nicht tun, weil ich damit jenen Meßgären recht geben würde, die mich meines kostbaren Mantels wegen schmählich. Gebe ich es den Buhleren nicht, so kriegt es doch bald der Franzose, wie alles übrige auch schon, da will ich lieber drauf warten. Die Zinsen von den 2000 Mark, falls sie mir wirklich verbleiben, machen für mich den Koffel auch weiter nicht erheblich fett. Ich war mein Leben lang schäuderhaft brav und, bitte ich, nicht — es steht in mir noch ein gut Teil unverbraucher Jugendorbeit trotz der grauen Haare. Die soll nun mal zu ihrem Rechte kommen: ich fuhr nach Monte Carlo und sprengte die Bank!“

Damit stand sie auf, holte sich ihr Geld am Schalter und verschwand.

„Aber geschah, total übergeschminkt“, murmelte der erschütterte Bankmann, und ariff — aus seiner Verfeinerung erwachend, zum Telefon, um eiligst Tante Vincens Arzt zu bitten, nach der Vermisten zu sehen, bei der er offensichtlich Symptome zeitigen Gefährdungs nachgenommen zu haben glaubte. Die „Gefährte“ war indessen direkt zum Bahnhof gefahren, wohin sie ihr Gepäck bereits vorausgeschickt hatte. Sie betrug den Zug und dampfte den Berren zu, die einmal zu sehen, der Traum ihres Lebens gewesen war. Sie fuhr durch die Eispracht der Schweizer Berge nach dem Lande ihrer Sehnsucht, ans Gestade des Meeres im Süden, und sah das Land im herauschenden Frühlingsschmuck. Sie setzte sich, wie der Kinobaron, in Monte Carlo in dem berühmten Spielssaal in lässiger Eleganz neben den Croupier und setzte ruhig und bedächtlich. Und — das Glück war ihr hold! Sie gewann ein Vermögen, wenngleich sie die Bank nicht gerade sprengte, wie ihr Verführer. Aber sie benahm sich unwohl, wie er, und reiste mit ihrem Gewinn davon, ohne der Bank Revanche zu geben. Dabei wieder angelautet, kaufte sie ein neues Häubchen, in dem ihr mehr das verhasste Wohnungsbüro, noch sonst jemand etwas zu tun hatte, nahm eine kräftige Freundin an sich, die, gleich ihr, unverzüglich um das und mitgenommen war, hielt sie die verschiedenen abotkrachten Stiefelstücke fern, setzte ihr übriges Geld in sicheren Sparbüchern an, mied die Banken, wie Stätten des Grauens, und schaffte sich — schmerzlich-süßer Erinnerung voll — kein Telefon an.

So hat sie Aussicht, trotz der schweren Zeit, ihre Jahre in geborgener Ruhe zu verbringen und in aller Stille noch Gutes zu wirken.

Ein Glückstag.

Aus den „Erinnerungen an Aufenthalte in fünf Weltteilen.“

Von Karl Eisenlohr aus Karlsruhe, jetzt Sao Paulo.

Schon in aller Herrgottsfröhe ließ sich dieses unvergessliche Datum wiederholen und glänzend an: Auf dem Serierbrett des „Delamare“, d. h. des ersten Frühstücks, das der Kellner herbeibrachte, lag neben Brot, Butter und Schinken ein Brief aus der Heimat, den mir meine gute Wirtin in Bilbao, Donna Maria Elizalde, rechtzeitig nachgeschickt, und der mir die erfreuliche Kunde vermittelte, daß in Offenburg ein Segel von 6000 Mark seiner Abhebung durch mich entgegengebracht, als Reicher liebevoller Gebensmenschen meiner kürzlich verstorbenen Tante Hagelbe.

Der Himmel schien mir plötzlich von noch herrlicherem Blau, als er an diesem schönen Morgen ohnehin schon war, die Rosen und die Parosol auf der Gartenterrasse dunkeln entfielen weit lieblicher als gestern, die Vögel in den Zweigen der großen Magnolia antworteten unerschrocken vergnügter denn je; und mit all dieser hochpoetischen Zufälle verknüpfte sich in meiner niederen Seele — ich sollte das eigentlich schamhaft verschweigen — der ganz profane Gedanke: Da, mit den 6000 Markersich liebe ich ja unsere Radtour um die gesamte Iberische Halbinsel herum durchzuführen, mein angebotenes Portugal mit inbegriffen, man könnte damit unter Umständen bis nach Rom, oder gar... über Bimbisli nach Galatula, in das Land des heiligen Buddha! gelangen!

Infolge des unerschöpflichen Vermögenszuwachses brachten wir heute erheblich mehr Zeit als sonst zu allem, insbesondere zum Almutagen, wobei wir uns nun erheben wir uns vom Tisch, joggend nur schwanzend wir uns, etwas unsicher in Haltung, aber um so gebodener in Stimmung, auf trene Rad.

dessen Nähe Daniel Carmelos Gut lag. Der für mich, als seinen älteren Begleiter, immer rücksichtslos besorgte Florentino fragte an, ob ich mir den Besuch bei Delameras aus Bequemlichkeitsgründen vielleicht lieber ersparen wollte; in diesem Falle schlage er mir vor, bei der Kirche am Eingang des Dorfes auf die beiden rüstigen Gefährten zu warten, die sich umhülft begeben würden, von der Hacienda zurückzukommen. Ich willigte gerne ein, ließ die Freunde weiterfahren und radeelte bis zu der bezeichneten, von Sitzbänken und schattigen Kastanien umgebenen Kirche.

Welm Absteigen haktete mein Bild zufällig auf dem Ring am kleinen Finger meiner linken Hand, und ich gewahrte mit Schrecken, daß dem glühenden Reif der Stein entfallen war — ein mitterliches Geschenk zum monatlichen Geburtstag!

Ich war perplex. Wo, wann, wie ging das teure Andenken, ein Brillant vom reinsten Wasser („erstes Namwasser“ hatte man mir feinerzeit eingepreßt) verloren? — Es konnte nur auf der mindestens 30 Kilometer langen Straße von Castro Urdiales bis zu dieser Kirche hier gewesen sein; im Hotel de la Marina hätte ich den Verlust wohl schon bemerkt — oder auch nicht; wer konnte das wissen.

Dals geistesabwesend stellte ich mein Rad an das Kirchenportal und ging langsam, der Gartenmauer entlang, an der ich eben noch vorbeigefahren war, etwa 100 oder 200 Schritte zurück, mechanisch umherirrend, ob vielleicht doch erst vor kurzem der Verlust eingetreten und das Kleinod am Ende wieder zu finden wäre. „Aber das ist ja der helle Wahnsinn!“ — Du bist entschlossen übergeschminkt, daß du auf solcher Straße etwas finden willst, was einer Stenadel gleich kommt!“ brumme ich schließlich vor mich hin, werie aber doch noch einen letzten Blick auf die grell von der Sonne beschienene, blendend weiße Landstraße. Und da — Jesus, Maria u Josef! — blüht mir da nicht aus einer Entfernung von vier oder fünf Metern etwas ganz Winziges, Götterndes, intensiv in die Augen Stiehendes entgegen?

„Quasi!“ läßt sich wieder die innere Stimme vernehmen. „Ein Glaszerben wird es sein, weiter nichts, du bist ein Geil!“ Ich gebe trotzdem unter hörbarem Verzweifeln drauf zu; und siehe da — „jetzt legt Di nieder!“ — das Ding war kein Glaszerben und ich folgerichtig auch kein Geil, denn lag da nicht mitten auf der

Straße, zu zwei Dritteln in die bereits erwähnte, hier wohl fünf Zentimeter dicke Schicht aus prima Kalkstein, eingebettet, mein so schmerzlich vermischtes Edelgestein? Mit der Spitze nach oben, gleichsam um gültige Rettung vom Ertrinken stehend! Sie ward ihm natürlich, denn behütig ließ ich das unüberbrückliche verloren geglaubte Juwel in meine Brusttasche gleiten, aumer beglückt auf und gerbroch mir sofort, als guter Deutscher, der alles aus der Wurzel wissen will, den Kopf darüber, wie denn eigentlich das nichtsmäßige, im Grunde genommen doch so aristokratische Ding auf die plebejische Landstraße gekommen sein mochte. Ich arbeitete vergebens über diesem Rätsel, bis ein Blick auf die Gartenmauer mir plöblich die Lösung gab. Dort sah ich, der Weg eines Rosenzweiges hing dort tief über die Einritzung auf den Fußstein herab, und mußte sich wohl, ohne daß ich dessen gewahr wurde, in meinen kleinen Brillanten verfangen — ihn in weitem Bogen auf die Straße geschleudert haben. Kein Zweifel, so nur konnte es gewesen sein, und ein Wunder war darin wohl kaum zu erblicken, wohl aber ein solches, und zwar ein wahrhaftiges, verbältnißes Wunder im Wiederfinden des verlorenen Geburtstagsgeschenkes. Die Hebe Dorfkirche mußte eigentlich, als Augenzeugin, offiziell Notiz davon nehmen; um meine Person hätte ich dann wohl, trotz ihrer äußerst schwachen Veranlagung zum Heiligen, im Laufe der Jahrhunderte ein annuitierender Legendenbrans geworden. So aber interessierten sich für den ganz vorfall nur meine Freunde Julio und Florentino, die, von Daniel Carmelos Besichtigung zurückgeführt, mit freudigem Entzücken der neuesten Version vom Ring des Palustrates lauschten. Frohgemut stampften wir daraufhin unserem Castro Urdiales zu, noch vor Sonnenuntergang daselbst anlangend.

Im Nu aus dem Zimmer, Dusche genommen, Wäsche gewechselt, umgekleidet, und ich als erster in den „Comedor“ geschickt. Noch hatte die Dotterlocke die Güte nicht herbeigerufen. Ein Spanier steht draußen auf der Terrasse und läßt seine Wäde über das weite, purpurprächtige Meer schweifen. Ich gefelle mich zu ihm; ein Wort gibt das andere, und mitten im Nebenfluss schlägt die Bemerkung an mein Ohr, daß Castro Urdiales sei laut Telegramm von heute nachmittags „si premio ardo“, der große Preis der spanischen Staatslotterie gefallen. „So?“ meinte ich zunächst etwas gleichgültig, „wissen sie zufällig, welche Nummer prämiert

wurde? Ich besitze zwei Vignettes, die uns vorgestern beim Verlassen des Koffees ein Junge anbot, meine Freunde schlugen sie aus, weil ihnen die Nummer nicht zusagte, ich dagegen ariff heilig darnach, denn diese 3939 waren für mich... vier Lieblingszahlen auf einem Sitz.“

„Was? — Caracas! Das ist ja, wenn mich nicht alles täuscht, die Nummer der gezogenen Loses! Einen Augenblick, bitte.“ — Der lebenswürdige Gast nimmt den Gut von dem Band, eilt zur „Administration“, kommt atemlos zurück und gratuliert: „Caballero — Sie haben 12 000 Pesetas gewonnen!“

Durch die Erblichkeitsnachricht frühmorgens und das fabelhafte Brillantenzerlebnis am Nachmittag war ich gegen „Schicksalschläge jeglicher Art“ schon dermaßen gewappnet, daß ich diese neue Bombenbotschaft mit einem Gleichmut aufnahm, der weniger an Stoizismus, als an Zanissimus grenzte und krautstern Umlauf gegen Dame Fortuna gleich. Es hätte mich eben an jenen Tage gar nicht gewundert, wenn mir auch noch die vereinigten Königreiche Spanien und Portugal auf dem Präsentierteller dargebracht worden wären.

„Croyez-moi, nous sommes une maudite race“ hat Friedrich der Große einst geäußert, und schon Herodot aus Halikarnas soll Anno 400 vor Chr. behauptet haben: Wenn den Menschen mal so recht das Glück blüht, können sie davon nicht satt genug bekommen.“

Gar so schlimm war es nun bei uns natürlich nicht. Wir bekamen Castro Urdiales zum Spiel — allerdings erst nach einem um weitere acht Tage verlängerten Aufenthalt — schließlich doch satt, überwiegen das Gros unserer Lotteriegelder dem Banco Espanol in Bilbao, verließen eine traumhafte Woche in Santander, kiffeten in Covadonga dem heiligen Pelagus eine achtundpündige Dankeskerze (der fromm angebotene Julio bestand darauf; man war ja bereits solchen Wachsanzgaben gewohnt) und brochten unsere Adressen im alchemischen Ductum der Götterkönige, auf gut Spanisch: in Oviedo, zum Abschluß.

Weshalb wir mit unserem vielen, vielen Gelde nicht noch weiter radelten, sogar für die Rückkehr nach Bilbao auf die romantische Landstraße verzichteten und dem, ach so nächstern, modernen Schienenweg (im Schlafwagen nämlich, und über Vonn-Reinofa) den Vortag geben, das steht auf einem anderen Blatte meiner Erinnerungen.

